

ANDREAS PETERS

**VON DER KUNST,
NICHTS ZU WOLLEN**

Impulse aus einer Reise in den Moment



Andreas Peters
VON DER KUNST, NICHTS ZU WOLLEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster,
Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

Redaktionelle Beratung:
Stefan Koslowski, Autorenbüro, Hamburg
www.autorenbuero.de

Titel- und Buchgestaltung, Satz:
DIRRIGL DESIGN, Petra Dirrigl, Starnberg
www.dirrigl-design.de

Fotografie: Andreas Peters

© 2023 Andreas Peters
Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt
ISBN: 978-3-7583-1232-8

www.andreaspeters.net

Für Anna

Vorwort

Ich bin ein Autodidakt des Lebens, ein Laie des Seins. Somit ist dies zweifelsfrei kein Sachbuch. Es ist eine emotionale Reise der Neugierde und des Unwissens.

Sie hat so stattgefunden, wie sie hier beschrieben wird. Nichts ist fiktiv. Mein Wunsch und Ansinnen war, ein Buch über das Nicht-Wollen zu schreiben und Menschen zu treffen, die tiefeschürfende oder triviale Gedanken zu diesem scheinbar unspektakulären Thema äußern, dessen verborgene Emotionen aber letzten Endes die Triebfeder jeder Veränderung der menschlichen Existenz sind.

Die Impulse kamen als Wort, als Satz, als Absatz, als Idee. In persona, schriftlich oder als Emotion. Beeindruckt hat mich die Bereitschaft und die absolute Offenheit meiner Interviewpartner, bis hin zur Schilderung persönlichster Erlebnisse. Danke dafür.

Auf diese Weise habe ich viele Anregungen erhalten und manchmal sogar Antworten auf Fragen, die ich nicht einmal gestellt hatte. Alle Aussagen habe ich unbewertet stehen lassen. Es liegt an Ihnen, sich Ihre persönlichen Impulse daraus zu picken.

Mein Fragenkatalog und meine Ideenwelt wurden mit Fortdauer der Reise schnell und dynamisch durch weitere philosophische und spirituelle Themen angereichert. So hatte ich es mir vorgestellt, gewünscht und somit auch zugelassen.

Mein Aufbruch ist zu Pandemiezeiten geschehen und es bedurfte schon eines ausgeprägten Willens, irgendwann überhaupt in einem Flugzeug zu sitzen. Mein erstes Ziel, New York, stand fest, und fünf Nächte hatte ich dort im Voraus gebucht. Von dem, was danach geschehen würde, hatte ich keine konkrete Vorstellung, außer dass ich die USA von Ost nach West durchreisen wollte. Oder so.

Entlang der Ostküste in den USA

Metanoia

„Das Leben ist dazu da, um es auszuprobieren.“

Andreas Peters

Der Flieger nach New York ist kaum besetzt und ich habe eine leere Sitzreihe ganz für mich. Das ist sehr erfreulich, wenn man bedenkt, dass manche Sardine in Öl ein entspannteres Leben in ihrer Dose führt als ein normal sterblicher Passagier in der Holzklasse eines Flugzeugs. Um noch bequemer zu sitzen, klappe ich die Lehne zum Nachbarsitz hoch, lausche in mich hinein und erwarte Aufregung, Vorfreude und Forscherdrang zu ersinnen. Ich bin frei – ein Rucksackreisender, absolut selbstbestimmt und trage mein Leben auf dem Rücken. Für mich gibt es nur noch das *nach vorne*, vierundzwanzig Stunden tun, wonach mir der Sinn steht. Cool. Entspannt und mit dem Gesicht nach vorn sitze ich reglos da und schaue gedankenlos aus dem Fenster. Gedankenlos? Ja. Denn anstatt angefüllt zu sein mit Euphorie, fühle ich mich tatsächlich genauso leer wie die Sitze neben mir.

Das verwundert den Philosophen vielleicht nicht, denn schon Nietzsche schrieb am Ende seines ersten Kapitels in *Ecce Homo - Wie man wird, was man ist*:

„(...) So wenig als möglich sitzen; keinem Gedanken Glauben schenken, der nicht im Freien geboren ist und

bei freier Bewegung – in dem nicht auch die Muskeln ein Fest feiern. Alle Vorteile kommen aus den Eingeweiden. Das Sitzfleisch – ich sagte es schon einmal – die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist.“

Die Überschrift seines ersten Kapitels lautet übrigens:

warum ich so weise bin. Ich schlussfolgere: In Bewegung geraten, Frischluft tanken, dabei unerhörte Gedanken denken, lernen wer man ist und ein bisschen weiser werden - das klingt doch gut.

Draußen ziehen die Wolken vorbei, die Maschine ruckelt ein wenig. Es brauchte wohl das Sardinengefühl und Nietzsche, um zu verstehen, was da gerade vor sich geht: Mein Leben war in den letzten Monaten und Jahren emotional sehr bewegt. Vielleicht war ich in Teilen sogar depressiv. Die Pandemie hat das ihre zu einem Zustand der Erschöpfung, der erzwungenen wengleich wohltuenden Ruhe, aber auch den Überlegungen zur eigenen Endlichkeit beigesteuert. Deshalb möchte ich mich in die Welt stürzen, nicht in der Zukunft, nicht davon träumen, sondern im Jetzt, in diesem Moment, dem so herrlich befreienden Zustand ohne zermürbende Gedanken. Und ohne etwas zu wollen. Das ist die Kunst. Vielleicht wird meine Reise für mich eine Metanoia.

„Metanoia“ [meh-ta-noy-ah]; Griechisch (n.) die Reise, den eigenen Verstand, das Herz, das Selbst oder die Lebensweise zu ändern; spirituelle Bekehrung. (Wikipedia)

Ich nehme einen Schluck des wirklich enttäuschenden Tees und lausche lange in mich hinein. Ein noch zartes, aber befreiendes Gefühl stellt sich ein. Mut keimt auf. Ich bin also nicht depressiv. Besser: Ich könnte mich über meine Situation freuen und glücklich sein. Nur scheint sich das Gefühl nicht übergangslos einzustellen. Marc Aurel, römischer Kaiser und Philosoph, schrieb:

„Wie einleuchtend muss es dir doch vorkommen, dass keine andere Lebenslage für das Philosophieren so geeignet sei als diejenige, in der du jetzt gerade dich befindest?“

Recht hat er.

Die Maschine fliegt gen Westen und so erlebe ich einen ewigen Sonnenuntergang. Erst in den letzten ein bis zwei Stunden vor der Landung verliert das rotorange Farbenspiel gegen das Erdmomentum. *Claire De Lune* spielt aus meinen Kopfhörern und irgendwie passt das ja zu meiner tendenziell diffusen Melancholie. Debussys Stück, so wird vermutet, basiert auf einem Gedicht von Paul Verlaine aus der Mitte des vorletzten Jahrhunderts. Eine Zeile liest sich: „...es scheint, sie glauben selbst nicht an ihr Glück, und leise rinnt ihr Lied in Mondschein über...“. Das drückt es annähernd aus.

Am Schalter der Border-Control in Newark lasse ich mich zu der Aussage hinreißen, dass ich vielleicht ganze drei Monate in den USA verbringe. Sofort prasseln viele misstrauische Fragen auf mich ein, aber nach deren geduldiger Beantwortung bin ich schließlich erfolgreich und offiziell in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten eingereist. Es ist Anfang Februar und die Luft schneidend kalt. Das astronomisch teure Taxi schlage ich aus und fahre lieber mit dem Zug zur Penn-Station, um das Sieben-Tage Subway Ticket zu erwerben. Gut, wenn man sich schon etwas auskennt. Für sehr viel weniger Geld bin ich nun sieben Tage mobil. Einen kleinen Moment lang halte ich mich für ausgesprochen clever.

Gegen zweiundzwanzig Uhr, nach Self-Check-In, der Überwindung von drei Türschlössern und dem Streicheln der Hauskatze, erreiche ich schließlich mein tropisch warmes und hell erleuchtetes Zimmer im Stadtteil Brooklyn. Sofort regele ich die glühenden Heizkörper runter und hänge das Fenster mit

Jacke und Handtuch ab, damit die grelle Neon-Beleuchtung des benachbarten Schulgeländes meinem Unterbewusstsein nicht suggeriert, es wäre helllichter Tag. Dann darf ich erschöpft in einem wirklich bequemen Bett einschlafen.

Dem Jetlag sei Dank bin ich früh aufgewacht, viel zu früh natürlich. Draußen ist es noch dunkel. „Ruhige und sichere Nachbarschaft“ hat meine Vermieterin in ihrer Anzeige geschrieben. Und zu meinem großen Erstaunen war es in *The City That Never Sleeps* tatsächlich sehr still. Nur hier und da verschaffte sich mal ein Hupen oder eine Sirene Gehör, das kenne ich aus meinen vorherigen New York Besuchen ganz anders. Kaltgeduscht lerne ich, fünf Minuten auf das warme Wasser zu warten, bin jetzt aber sehr wach. Mit der Ruhe ist es sowieso vorbei, denn die Dezibel des Pausensignals auf dem Schulhof nebenan und der Ansagen über dessen Lautsprecher sind Guinnessbuch-rekordverdächtig.

In den Straßen erwarten mich minus zehn Grad und der typische New- York-Geruch, dessen Zusammensetzung ich bis heute nicht definieren kann. Er ist einfach New York. Leichter Regen fällt auf den Restschnee und Dampf steigt aus den Ritzen der Abwasserdeckel. Es ist rutschig, man muss schauen, wo man hintritt, aber wenigstens darf man die rotorangenen Ampeln als Fußgänger ignorieren, denn die halten ja nur auf.

Einen Block entfernt frühstücke ich im kleinen Café *Tin Cup*. Spartanisch eingerichtet fehlt den Möbeln der letzte Hauch Politur - aber trotzdem ist es irgendwie schnuckelig. Charles Mingus spielt aus den Lautsprechern *Good Bye Pork Pie Hat*, der Espresso ist kräftig und eine Cinnamon-Roll nebst Früchtetee folgen. Stilvoller Auftakt, was will man mehr. Auch an den anderen Tischen sitzen einzelne Gäste mit Laptop vor sich und arbeiten konzentriert. Die Atmosphäre ist entspannt und ich entspanne auch. Ich habe mir vorgenommen, die

ersten zwei bis drei Tage ruhig und ohne übertriebenen Aktivismus anzugehen.

Gerade mal vier Jahre ist es her, dass ich New York einen Besuch abgestattet und mir die Stadt intensiv erlaufen habe, und deshalb muss ich diesmal keine Attraktionen jagen. Mein Aufenthalt in bekannter Umgebung dient mir als Einstieg in die Reise, zum Loslassen des Gestern und Auf-Tuchfühlungs-Gehen mit dem, was kommt. Mein Zimmer habe ich gerade mal fünf Tage gebucht und weiß noch nicht, wohin es mich danach verschlägt. Die aktuelle Idee, die USA von Ost nach West zu bereisen, ist aus der Not entstanden, denn mein ursprüngliches Ziel *Südamerika* ist aufgrund der Pandemie und geschlossener Grenzen vorerst auf Eis gelegt. Vorerst. Darum bin ich gespannt, was mich erwartet, ohne Erwartungshaltung, ohne etwas unbedingt zu wollen. Wird das Universum mich mit allem versorgen, um mein Leben zu bereichern und mich zu inspirieren? Oder muss ich durch das ein oder andere Tal ans Licht? Na ja. Sich bewegen ist ja gut, ich denke an Nietzsche.

Die erste Sensation meines Aufenthaltes erlebe ich in einem der kleinen Eckläden, die jeden Häuserblock zieren. Etwas Brot, Käse, Obst, Zerealien, ein Milchersatz und dann die Frage: „Brauchen sie eine Tüte?“ Zu meinem allergrößten Erstaunen erhalte ich nicht das übliche Plastik, sondern eine hellgrüne Tragetasche aus festem, recycelbarem Material. Wie krass ist das denn! Ich trage meine Begeisterung zu meiner Vermieterin Sayra, einer Lehrerin mit Wurzeln in Bangladesh. Stolz halte ich die wiederverwendbare Tüte hoch, sie lächelt und meint, dass man nun auch in NY langsam dazu lerne. Noch ahne ich nicht, dass mich das Thema Ökologie in den kommenden Monaten massiv begleiten wird.

In Brooklyn leben geschätzte 2,7 von New Yorks 8,4 Millionen Einwohnern, und mit der Subway fahre ich nachmittags zu den nahen Brooklyn Heights, um einen ersten Blick auf die Skyline von Manhattan zu werfen. Im Zug sitzt wie

immer eine bunte Mischung aus Farbigen, Weißen, Latinos, Asiaten, Leuten, die laut vor sich hinreden, feinen Anzugträgern, Trainingshosenjoggern und langweiligen Normals auf dem Weg ins Büro oder nach Hause. Mir wird mal wieder vor Augen geführt, was *Multi-Kulti* wirklich bedeutet und was für ein gigantischer Schmelztiegel New York ist.

Die Heights sind eine ruhige Wohngegend, die Straßen klein und schmal und nicht sehr stark verschmutzt. Auf der hoch über dem East-River gelegenen Promenade präsentiert sich die Skyline des Big Apple in dichten Wolken und der morgendliche Nebel hat etwas wunderbar Mystisches. Da ich nicht nur als Autor unterwegs bin, sondern auch als Fotograf, teste ich zum ersten Mal mein technisches Reise-Equipment: Kamera, Handy und Gimbal schlagen sich gut, ich kann die Welt der Follower also mit ersten Fotos und Videos versorgen. Da hat die Welt ja Glück gehabt.

Das Tin Cup ist gut besucht und schon am zweiten Tag mein Stamm-Café. Ich freue mich ja immer für sympathische Unternehmen, wenn ihre Geschäftsidee funktioniert. Englisch ist hier heute Morgen nicht die primäre Sprache, eher Spanisch. Über den Tischen schwebt auch ein anderer Dialekt. Hindi?

Ich lehne mich zurück, nippe am heißen Espresso. Draußen regnet es Bindfäden und ich greife nach Albert Camus' *Der Mythos des Sisyphos*. Das Buch hat es noch kurz vor der Abreise in meinen Rucksack geschafft, als ich auf den Autor durch einen Film aufmerksam geworden bin. Eine Mutter kämpft um das Überleben ihrer Tochter und ihr Babysitter zitiert Camus in dem Sinne, dass das Leben sowieso absurd sei und somit keinen Sinn ergäbe. „Was ergibt an der Rettung eines Menschenlebens keinen Sinn?“, schnauzt die Mutter zurück. Der Babysitter schweigt betroffen.

„Es gibt nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem: den Selbstmord. Sich entscheiden, ob das Leben es wert ist, gelebt zu werden oder nicht, heißt auf die Grundfrage der Philosophie antworten.“

Mit diesem pessimistisch und nihilistisch klingenden Satz eröffnet Camus sein Buch und diskutiert die Frage, ob das Leben nicht absurd sei. Das Absurde entsteht bei Camus durch das Bedürfnis des Menschen nach Einheit und Sinn und durch die Welt, die dieses nicht befriedigen kann:

„Die Entzweiung zwischen dem Menschen und seinem Leben, zwischen dem Handeln und seinem Rahmen, genau das ist das Gefühl der Absurdität (...)“

Ist das Leben absurd, weil der Mensch auf der Suche nach einem Sinn in der Welt in ihr keinen Widerhall findet? Camus ist enttäuscht, dass der begehrende Geist und das „zersplitterte Universum“ keine Einheit bilden, wie er sagt.

Ich schiebe meine leere Espressotasse von mir. Diese Gedanken bauen einen nicht gerade auf. Dem Sprachwirrwarr lauschend frage ich mich, ob ich nicht einfach hier sitzenbleiben und alles hinschmeißen sollte, wenn das Leben doch sinnlos ist. Haben Philosophen, spirituelle Lehrer oder gar die Götter ein paar Inspirationen und Antworten dazu für mich in petto?

Auf dem funkelnden Times Square am berühmten Broadway, Ecke Fifth Street werden meine dunklen Gedanken sofort bei Seite geschoben. Wolkenkratzer ragen links und rechts in die Höhe. Das Wort ragen bedeutet übrigens: *sich durch eine vertikale Aufrichtung von der restlichen Umgebung abheben*. Dies gelingt hier formvollendet. An jeder Wand der Häuser Schlucht flimmern überdimensionierte, riesige Displays und diese kalte Foto- und Video-Show verstärkt das Schimmern und Glimmern auf dem nassen Beton. Taxis rauschen an Theatern, Gourmettempeln und Hot-Dog-Ständen vorbei und auf den

abgegrenzten, grün unterlegten Radwegen rollen Fahrräder und Motorräder durch breite Pfützen. Es ist wohl einer der am meisten fotografierten Plätze der Welt und normalerweise quillt er über vor Menschen und Kameras. Aber heute sind deutlich weniger hier, als ich erwartet habe. Sind es die Auswirkungen der Pandemie? Der Regen nimmt zu und es ist bitterkalt.

Dann kuschle ich mich halt unter die Decke, zappe mich durch die News und sehe auf meinem Tablet etwas fern. Es ist doch ziemlich bizarr. Da reist man tausende Kilometer, nur um abends die gleichen Netflix-Inhalte zu schauen, wie zu Hause. Das war mal anders.

Nichts wollen wollen

Noch recht schlaftrunken und ohne Brille greife ich die Zerealien. Aus der Verpackung ragen zwei tastende Fühler, schnell gefolgt vom restlichen Körper der tiefbraunen Kakerlake. „Das ist ja ein bisschen eklig“, denke ich und schaue dem kleinen Wesen einen Moment lang zu, wie es sich seinen weiteren Weg durch die vielen Dosen und das Geschirr wühlt. Also kein Müsli. Sayra erklärt mir, dass vor einigen Monaten ein so heftiger Sturm über NY gezogen ist, dass nicht nur die Straßen, sondern sogar die Bahnstationen vollgelaufen und von Wasser überflutet worden sind. Neben Schlamm und Müll haben die Wassermassen auch die Nester von Kakerlaken nach oben gespült, die es vorher in den Kellern und Wohnungen überhaupt nicht gab.

Die Straßen sind weiß vor Reif und ich freue mich über meine dicken Trekking-Schuhe, die der Kälte auch heute keine Chance geben. Ich kann nur jedem New-York Reisenden empfehlen, sonntags bei Sonne wenigstens einmal über die Brooklyn-Bridge zu spazieren. Angenehmerweise rauschen dort am Wochenende auch keine Kamikaze-Fahrradfahrer an einem vorbei. Das mächtige Stahlkonstrukt überspannt den ganzen East-River und führt von Brooklyn aus direkt